

WAGBUDG INSTITUTE
FBB 220



Deutsche Revue

220

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

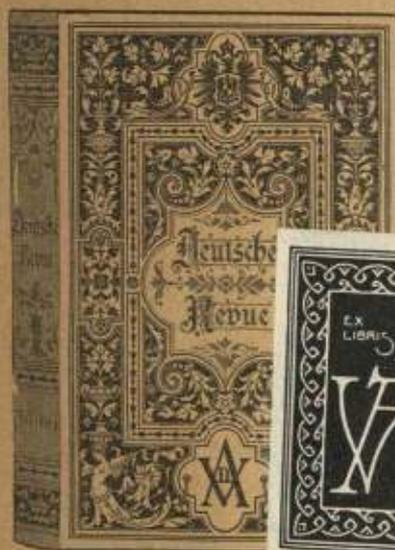
	Seite
Heinrich von Poschingen . . .	257
A. Schneegans . . .	273
Dr. Cabanès . . .	296
Baronin v. Sedlitz . . .	313
Paola Lombroso . . .	321
Dr. S. S. Epstein . . .	325
C. Koldewey . . .	339
Otto Waldau . . .	354
H. von Samion-Himmelferna: Religiöse Liquidation (Fortsetzung)	361
Berichte aus allen Wissenschaften . . .	373
Völkerkunde: Th. Ahlström: Bastian und die Fortschritte in der Völkerkunde.	376
Literarische Berichte	
Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte von Dr. Johann Friedrich von Schulte. — Ein Ministerium unter Philipp II. Von Martin Schlippson. — Ceylon. Von F. Birtel. — Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtwirtschaft und der öffentlichen Gewalt. Von Georg Ludwig von Maurer. — Vergiftete Freie. Roman von C. von Brevik. — Zwölf Gestalten der Blauzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von Albert Stauffer. — Moderne Streber. Roman von Rudolf v. Gottschall. — Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Von John Kells Ingram. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. — Das Zeitalter der Kugger. Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrhundert. Von Dr. Richard Ehrenberg.	
Eingeladene Neuigkeiten des Büchermarktes	380

120

Original-Einband-Decken

zu

Deutsche Revue.



Den geehrten Abonnenten
auf unsere

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals
der Buchbinderei auf das geschmack-
vollsten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in englischer Leinwand mit Gold-
druck auf dem Vorderdeckel und

pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum zweiten Band des Jahr-
gangs 1896 (April bis Juni-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis
der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zum Jahrgang 1894 und 1895 können auf Bestellung auch noch
nachgeliefert werden.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,
ebenso vermitteln sämtliche Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die
Besorgung.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Be-
stellungsschein bei, welcher gefälligst, mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt, derjenigen Buch-
handlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden sollte, durch welche unser
Journal bezogen wird.

Die verehrlichen Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buch-
handlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden
können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-
ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarten) werden jedoch die Decken auch
direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

nicht übel! Den patriotischen Gefühlen Ihrer Landsleute will ich gewiß nicht zu nahe treten! Aber — Deutsche seid ihr eben doch durch und durch. Têtes carrées sagt man bei uns, ohne sich dabei etwas Schlechtes oder weiter Unangenehmes zu denken; aber so seid ihr doch nun 'mal!"

„Der gute Pfänder,“ fuhr er fort, „that mir im Herzen leid. Ich hatte seine Bekanntschaft in dem Atelier gemacht, wo er mit einigen meiner jüngeren Freunde zusammen lernte. Sein seltsam kräftiger Kopf hatte beim ersten Hereinreten meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich trat auf ihn zu in unserer ungenirten, burlesken Künstlerart, schaute mir seine Malereien an; ich sehe noch den scheuen Blick, den er mir über die Achsel zuwarf. Er besänftigte sich — ich möchte sagen, er wurde wieder zahm, als ich mich ihm als Landsmann vorstellte. Es ging wie ein Leuchten über sein Gesicht, aber schnell erlosch es wieder. Das habt ihr auch von euren deutschen Ahnen geerbt,“ fügte D'Artès mit dem ihm eigenen großstädtischen Lächeln hinzu; „nur unter Landsleuten findet ihr euch zu Hause, und aus diesem engen und — Sie erlauben mir doch das Wort? — aus diesem kleinlich spießbürgerlichen Birtel kommt ihr nicht heraus! Wer aber nicht im großen Strom zu schwimmen versteht, den wirft der Strom ans Ufer!“

(Schluß folgt.)



Napoleons Aberglaube.

Von

Dr. Cabanès (Paris).

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht,“ schrieb Baron Meneval in seinen „Souvenirs sur Napoléon“, „daß große Männer abergläubisch seien oder sein müßten. Das Volk, das sich in Wirklichkeit mehr zu dem Geiste des Aberglaubens hinneigt, als es denselben verwirft, meint, große Thaten seien ohne übernatürliche Hilfe nicht auszuführen; manche verzeihen großen Männern ihre Ueberlegenheit nur, wenn sie dieselben wenigstens in einigen Punkten an die Schwächen der Menschheit anknüpfen können.“

Welchen Sinn man auch immer dem Worte Aberglauben geben mag, ob man darunter den Glauben an eine Macht oder an übernatürliche Mittel, an geheime Kräfte, die unser Geist begreift, unsere Sinne aber nicht wahrnehmen, versteht; ob man diese geheimnißvolle Macht, die uns unsere Thaten eingibt, ohne daß unsere Vernunft daran teilnimmt, Verhängnis oder Vorsehung nennt, so scheint doch, daß der Glaube an die Künste der Horoskopsteller und Totenbeschwörer ein, wenn auch nur vorübergehendes Zeichen von Vernunftabwesenheit ist. „Diese Verirrung des menschlichen Geistes,“ — hier nehmen wir den Text des Baron Meneval wieder auf — „mag beispielsweise nicht auf das

F
B
B
220

innere Gefühl anzuwenden sein, das Napoleon I. in sich verspürte, und das ihn sich als ein Werkzeug der Gottheit, mit einer Mission für die Erde betraut, betrachten ließ und ihm gebot, ohne Furcht und mit der Sicherheit des Erfolges unter dieser mächtigen Führung vorzugehen.“ Wir würden auch keinen Einspruch dagegen erheben, wenn sich Napoleon, der nach dem einhelligen Zeugnisse seiner Biographen das Bewußtsein seiner ihm anvertrauten göttlichen Mission hatte, auch in seinen Machtäußerungen daran gehalten hätte und nicht sein Geist nur daran erinnert worden wäre, um Eindruck auf die Massen zu machen. Wir erkennen auch ganz gerne an, daß es politisch sehr geschickt von ihm war, wenn er seine ägyptische Armee zur Achtung vor der Religion der Mohammedaner anhielt, ¹⁾ und er es sich selbst zur Pflicht machte, ihren gottesdienstlichen Handlungen anzuwohnen; so oft es ihm beliebte, für das Gelingen seiner Pläne die Gläubigkeit des Volkes in Anspruch zu nehmen, eine Gläubigkeit, die hervorzurufen ihm um so leichter fiel, als er selbst nicht ganz abgeneigt war, sie zu teilen; die aber bei anderen zu bespötteln er um so geneigter war, als er sich selbst eifrig bemühte, sie zu verstecken.

Man hat, wie es scheint, vielleicht nicht ohne Grund, das, was man die Religiosität Napoleons hätte nennen können, mit seinen Vorurteilen verwechselt. Der Kaiser hielt zweifelsohne viel von seinen genialen Fähigkeiten, und hatte das Bewußtsein, daß über ihm ein höheres Wesen walte, als dessen Unterthan er sich bekannte. Die Erwartung, daß ihm in verzweifelten Augenblicken Hilfe von oben kommen müsse, die wiederholten Anrufe in seinen Proclamationen, die Worte, die er an den einzigen Gebieter, der alle Berechnungen, alle Ereignisse in seiner Hand halte, richtete, die eigentümliche Aufregung, in die er beim Glockengeläute ²⁾ geriet und die ihn in Träumereien, in endlose

¹⁾ Man liest in den Memoiren von Bourienne: „Wie kam man auf die Idee, Napoleon als zum Mohammedanismus geneigt darzustellen? Das verdient nicht einmal ernstlich bestritten zu werden. Nein, er hat stets nur aus Neugierde eine Moschee betreten. . . Um was handelte es sich? In Aegypten einzudringen. Die Politik, die einfache Klugheit gebot, die Religion der Einwohner mit großer Schonung zu behandeln.“

²⁾ „Ich habe immer den Glockenton geliebt,“ sagte Napoleon auf St. Helena. „Zwei Dinge fehlen mir besonders auf dieser feyerlichen, ungaslichen Insel, deren Mangel mir am unerträglichsten ist: es gibt hier keine Glocken und nur verschimmeltes Brod!“ (De Beauterne, Sentiments de Napoléon sur le christianisme, p. 45.)

„Das Glockengeläute,“ schrieb seinerseits de Bourienne, „übte auf Napoleon immer eine merkwürdige Wirkung aus, die ich mir nie erklären konnte. Er hörte es mit Entzücken an. Wie oft blieb er stehen und horchte den Glocken des Dorfes, als wir in Malmaison waren und wir in der Allee, die nach der Ebene von Ruel führt, spazieren gingen; wie oft hat er nicht deshalb die ernstesten Gespräche unterbrochen. Er blieb stehen, damit das Geräusch unserer Schritte ihn nichts von einem Schall, der ihn so entzückte, verlieren ließ. Er war mir fast böse, daß ich nicht dieselben Eindrücke empfand wie er. Die Wirkung auf seine Sinne war derart, daß seine Stimme bewegt war, als er mir sagte: „Das erinnert mich an die ersten Jahre, die ich in Brienne zubrachte; damals war ich glücklich!“ Ich war wenigstens zwanzigmal Zeuge der sonderbaren Wirkung, die der Ton der Glocken auf Napoleon ausübte.“

Etstufen verletzte, die Kreuzeszeichen, die er beim Nahen der Gefahr schlug, das alles kann wohl mit Erinnerungen an seine erste Erziehung, zu der, wie man weiß, die Religion den Grund gelegt hatte, in Verbindung gebracht werden.

Eine der Lieblingsmaximen Napoleons war: Die Zukunft steht in Gottes Hand. Er gestand ein, daß an einem Schlachttag, nachdem er alle genau berechneten Dispositionen getroffen, nachdem er alles vorgesehen hatte, es einen Augenblick gab,¹⁾ wo der Erfolg nicht mehr von ihm abhing. In diesem Moment war es, wo das Verhängniß seine Rolle zu spielen begann, und in diesen kritischen Umständen verzweifelte Napoleon niemals, da er trotz allem ein unbefiegbares Vertrauen in sein Schicksal bewahrte. Dieses Vertrauen bewies Napoleon bei allen Gelegenheiten.

Als er dem Direktorium das Mißgeschick von Abukir anzeigte, schrieb er: „Die Vorsehung hat bei dieser Gelegenheit, wie schon bei vielen anderen, wieder beweisen wollen, daß sie uns ein großes Uebergewicht auf dem Festlande gewährt, daß sie aber die Herrschaft über die Meere unseren Gegnern verliehen hat. So hart dieser Schlag auch sein mag, so kann er doch nicht der Unbeständigkeit des Glückes zugeschrieben werden.“ Schon 1795 schrieb er an seinen Bruder Josef: „Wenn meine Hoffnung auf das Glück, welches mich niemals in meinen Unternehmungen verläßt, unterstützt würde, könnte ich Dich glücklich machen und Deine Wünsche erfüllen.“ So schrieb er 1808 an Josefine: „Warum Thränen, warum Kränkung? Hast du dem keinen Mut mehr? . . . Es würde mich demütigen, zu wissen, daß mein Weib unserer Vorsehung mißtrauen könnte. . . .“²⁾

Und ist folgende Stelle aus dem Memorial von St. Helena nicht noch bezeichnender?: „Alle, die mich kennen, wissen, wie wenig Sorge ich für meine Erhaltung trug. Von meinem achtzehnten Jahre an Kanonen und Gewehrflügel gewöhnt, die Nutzlosigkeit des Sichbeischützenwollens kennend, überließ ich mich meinem Schicksal.“ Seitdem habe ich unaufhörlich meinem Stern

¹⁾ Baron Meneval, loc. cit.

²⁾ Guittois, Napoléon l'homme de politique, l'orateur, ch. I.

³⁾ Es ist wahr, daß Napoleon für sich gar keine Vorsicht beachtete und sich immer von unbefrittener Bravour zeigte. Er wurde dreimal verwundet, aber setzte mehr als zwanzigmal sein Leben aus, bei Toulon, Monterau, in der Schlacht von Arcis sur Aube, bei Waterloo und in vielen anderen Schlachten. Sich mit Vauffet unterhaltend, sagte ihm Napoleon zu Ende der Unterredung: „Sehen Sie, was Bestimmung ist! Im Gefecht von Arcis sur Aube that ich alles, um Fuß für Fuß der heimatlichen Erde verteidigend, einen glorreichen Tod zu finden. Ohne Rücksicht habe ich mich bloßgestellt, die Kugeln regneten um mich; meine Kleider wurden durchlöchert, und keine konnte mich treffen.“ Bonapartina, p. 125.

In den Augen der Soldaten galt Napoleon für unverwundbar. Lecoeur hörte in seiner Jugend in der Normandie erzählen, daß Napoleon die Kugeln bezauberte. (Esquisses du Bocage II. p. 369.) Diese Stelle aus den Memoiren des Arztes O'Méara ist noch ein Beweis, daß Napoleon den Tod nicht fürchtete. „Wenn ich (es ist O'Méara, der spricht) zu Napoleon sagte, daß er seinen Tod durch Ablehnung der ihm nötigen Medicamente nicht beschleunigen soll, antwortete er mir: Was Oben geschrieben ist, ist geschrieben; und die

vertraut, alle Vorsichtsmaßregeln der Polizei überlassend.¹⁾ Nach diesen Anführungen könnte man schließen, daß Napoleon Fatalist gewesen sei; und diese Meinung ist nach unserer Ansicht durchaus nicht ungerechtfertigt.²⁾ Napoleon verteidigte sich zwar immer energisch gegen diese Beschuldigung, aber konnte er ein guter Richter in eigener Sache sein?

Wenn er auch mit Recht sich der Anschauung hingeben konnte, daß keiner seiner Offiziere im Kriege sich seines eigenen Geistes und Willens mehr bedienen konnte, ließ er sich doch das Geständnis entschlüpfen, „daß man sich im Kriege umsonst aufrege — und daß es entschieden das Beste sei, sich in die Chancen seines Standes zu ergeben.“ Geben wir zu, daß Napoleon den Fatalismus des Soldaten besaß,³⁾ so steht doch nicht weniger fest, daß er in seinen militärischen Berechnungen dem Zufall und dem Unvorhergesehenen einen großen Teil einräumte.

Vom Zufälligen zum Wunderbaren ist nur ein Schritt; eine glühende Phantasie wie die Napoleons konnte bald diese Grenze überschreiten. Um zu beweisen, daß Napoleon kein Anhänger des Wunderbaren gewesen sei, hat man behauptet, daß er stets Charlatane und Betrüger gebrandmarkt, daß er Mesmer, Lavater und Gall mit seiner Verachtung überhäuft und er überhaupt alle Leute von unklaren Systemen oder Ideen, deren Utopien seinem positiven Geist widerstrebten, von sich ferne gehalten habe. Das ist richtig, was es aber nicht minder ist, und sich im Anschlusse an unsere These aus den erklärenden Thatfachen ergeben wird, ist, daß Napoleon von Vorurteilen eingenommen und im höchsten Grade abergläubisch war, was übrigens bei einem Korsen, in dessen Adern

Augen zum Himmel erhebend, sagte er: Unsere Tage sind gezählt.“ Citirt von Beauverne, *Sentiments de Napoléon sur le christianisme*, p. 55.

Als ein Komet über St. Helena erschien, glaubte er sich seinen Tod prophezeien zu müssen. Napoleon dachte sogleich an den Julius Cäsars und glaubte, daß ihm der Himmel den unwiderrüflichen Moment seines eigenen Todes in kurzer Frist anzeige.

¹⁾ Citirt von Guillois, loc. cit. p. 171—172.

²⁾ Im 5. Bande des *Mémorial de Sainte-Hélène* findet sich ein Geständnis des Kaisers:

„Man muß zugeben,“ sagt Napoleon, „daß die Verhängnisse selbst gegen Ende meiner Carrière sich gegen mich vereinigt haben. Meine unglückliche Heirat und die Verräthereien, die sie im Gefolge hatte, dieser spanische Krebs, von dem ich mich nicht mehr erholen konnte, dieser unselige russische Krieg, zu dem ich nur durch ein Mißverständnis gekommen bin, diese entfesselte Strenge der Elemente, die eine ganze Armee verschlungen hat . . . und schließlich das ganze Weltall gegen mich . . .“

³⁾ In Aegypten war Napoleon in Gefahr, von einer Partie Mameluken gefangen oder massacrirt zu werden. Er marschirte in ziemlicher Entfernung vom Armeecorps, nur von einigen Garden und mehreren Offizieren seines Generalstabs begleitet. Der Zufall wollte, daß er von den Mameluken, von denen er nur durch eine leichte Erderhöhung getrennt war, nicht bemerkt wurde. Napoleon, der sein ganzes Leben an Fatalismus glaubte, scherzte über diese Gefahr, indem er sagte: „Es steht Oben nicht geschrieben, daß ich von den Arabern gefangen werden soll.“ Bonapartina, 1854, p. 116—117.

italienisches Blut floß, nicht zu verwundern war.¹⁾ Wie hätte schließlich der Mann, dessen Wiege alle guten Feen umstanden zu haben schienen, nicht abergläubisch sein sollen?

Erzählte man nicht, daß die Geburt Napoleons wie die aller Heroen, von den überraschendsten Erscheinungen begleitet gewesen sei? Daß in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1769 Abbé Martenot im Sternbilde der Jungfrau einen neuen Stern wahrgenommen habe, jenen Stern,²⁾ der ihm in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens³⁾ erscheinen und den er in den Stunden der höchsten Angst mit den Augen suchen sollte!

Ein mindestens merkwürdiges Zusammentreffen: in der Nacht vom 15. auf den 16. August 1769 hatte Friedrich der Große, damals in Breslau, einen Traum, den er am Morgen des 16. August seinen Adjutanten folgendermaßen erzählte: „Könnten Sie mir einen Traum, der mich ganz einnimmt, erklären? Ich sah den Stern meines Königreichs und meines Genies leuchtend und strahlend am Himmel glänzen. Ich bewunderte seinen Glanz und seine Höhe, als plötzlich über meinem Stern ein anderer erschien, der ihn, sich über ihn setzend, verfinsterte. Die beiden Sterne trafen sich in hartem Kampfe; ich sah sie einen Augenblick ihre Strahlen vermischen, und mein Stern, verdunkelt, verdeckt von der Größe des andern, sank bis zur Erde, wie zerdrückt unter einer Kraft, die ihn zu ver-

¹⁾ Das heißt, er war doppelt Südländer, und man weiß, wie die Südländer im allgemeinen abergläubisch sind.

²⁾ Vor ihm hatten Konstantin und Karl der Große den Glauben an ihre Sterne. So dankte auch Ludwig der Heilige nach der Einnahme von Daniette Gott, daß er ihm seinen Stern Antaris habe leuchten lassen. Der berühmte Irrenarzt Briere de Boismont bemerkt folgendes über die Sterne großer Männer: „Der Glaube beim Genie ist selten. Berühmte Männer, die überhaupt Glauben haben, glauben an das Uebernatürliche. Sie reden sich oft ein, daß ihr Schicksal an ein sichtbares Zeichen, das sie in der Luft bemerken können, geknüpft sei; so haben viele von ihnen an einen Stern, einen schützenden Geist geglaubt, dessen wunderbares Erscheinen ihnen nichts Unnatürliches für sie hatte. Die Erklärung dieser Erscheinung scheint uns ganz einfach: Der Geist gelangt, fortwährend auf sein Ziel konzentriert, in seinem höchsten Grad des Enthusiasmus in jenen Zustand, den man Ekstase, Illuminismus nennen könnte, der aber nichts weiter als eine innerste Kraft unseres Seins ist, aus der die vom Genie belebten Schöpfungen strömen, und in welchem der Gedanke, um sich verständlich zu machen, sich mit körperlichen Attributen bekleidet.“ *Union médicale*, 1852, p. 313. Selbstverständlich reproduziren wir diese Erklärung nur, ohne sie irgendwie verantworten zu wollen.

³⁾ Als Napoleon in Bayonne war, hatte er einen Korvettenkapitän mit wichtigen Depeschen betraut und befahl ihm, sich sofort unter Segel zu begeben. Den andern Morgen jedoch erfuhr der Kaiser, daß der Kapitän noch in der Stadt sei. Ueber diesen Ungehorsam aufgebracht, ließ er den Kapitän kommen und fragte ihn im strengsten Tone nach der Ursache dieser Verzögerung: „Sire,“ antwortete der Kapitän, ganz verstimmt über diesen Empfang, „die Engländer besetzen den Hafen, und ich fürchte, nicht wegen meines Schiffes, nicht wegen meiner Mannschaft oder meiner selbst, wohl aber wegen der Sicherheit der mir anvertrauten Depeschen die Abreise.“ Napoleon, durch diese Erklärung besänftigt, antwortete: „Fürchten Sie nichts, Kapitän, stehen Sie in See, mein Stern wird Sie führen.“ Diese Prophezeiung bewahrheitete sich, denn der Offizier entwich der Wachsamkeit der englischen Kreuzer. *Bonapartina*, p. 41—42.

löschen und zu vernichten schien. Der Kampf war lang und hartnäckig; endlich befreite sich mein Stern, aber mit vieler Not. Er nahm wieder seine Stelle ein und glänzte weiter am Firmament, während der andere erlosch.“ Chevalier von Beauterne, der die Anekdote überlieferte, fügte folgenden Kommentar hinzu: „Der Unglaube könnte den mysteriösen Zusammenhang dieses Traumes¹⁾ mit der Existenz Napoleons leugnen; aber er könnte nicht die Wahrheit der Thatsache an sich selbst, wie auch das merkwürdige Zusammentreffen der Daten bestreiten, da alles sich in verschiedenen Biographien und Geschichten Friedrichs II. findet, die vor und nach dem Tode dieses Herrschers in Deutschland gedruckt wurden, und zwar zu einer Zeit, wo Napoleon kaum Schüler in Brienne oder Artillerieoffizier war.“²⁾

Während seines Aufenthaltes auf der Schule von Brienne, also ganz zu Beginn seiner Laufbahn, hatte Napoleon schon dieses Vorgefühl von seinem außerordentlichen Glück; wir haben in folgender Anekdote, die wir irgendwo gelesen haben, den Beweis dafür: Als Bonaparte erster Consul war, ließ er

1) Der Traum Charles Bonapartes, des Vaters Napoleons, ist nicht weniger merkwürdig. Einige Tage vor seinem Tode hatte Ch. Bonaparte eine Art von übernatürlicher Offenbarung; denn er rief in einem Moment des Deliriums, daß keine fremde Hilfe ihn mehr retten könne, nachdem dieser Napoleon, dessen Degen einst über ganz Europa triumphiren werde, vergebens versuche, seinen Vater von dem Todesdrachen, der ihn bedrohe, zu befreien. (Mitgeteilt von du Cassé in „Histoire anecdotique de l'empereur Napoléon Ier“, Paris, Paul Dupont, 1869.)

2) Nach der Schlacht von Jena sagte Napoleon, nachdem er zweimal in Preußen Sieger gewesen, zu Wieland, der von ihm eine spezielle Audienz erbeten hatte: „Kennen Sie den Traum Friedrichs II.“ „Ja, Sire.“ „Nun,“ sagte der Kaiser, „glauben Sie an Konstellation?“ „Der Traum ist wahr, Sire, das ist alles, was ich sagen kann.“ „Merkwürdige Drohung dieser Traum! er bedeutet Unglück für uns.“ „Wie so das, Sire?“ fragte der Poet. „Ja, Unglück, denn der Stern des Toten soll über den des Lebenden triumphiren,“ sagte Napoleon, sich des Traumes Friedrichs erinnernd, mit besonderer Betonung.

Dieser Stern erschien ihm noch bei zwei anderen Gelegenheiten. 1806 trat General Rapp, der von der Belagerung Danzigs zurückgekehrt war und den Kaiser dringend zu sprechen wünschte, in dessen Kabinet, ohne sich vorher anmelden zu lassen. Er fand ihn so in Gedanken vertieft, daß er es nicht wagte, ihn anzureden. Ihn immer noch unbeweglich gewahrend, hielt Rapp ihn für unwohl und machte sich durch ein leises Geräusch bemerkbar. Sofort drehte Napoleon sich um und sagte zu General Rapp, denselben beim Arme ergreifend: „Bemerken Sie ihn nicht? . . . Das ist mein Stern. Er ist hier . . . vor uns, strahlend!“ Und immer lebhafter werdend, rief er: „Er hat mich niemals verlassen, ich sehe ihn bei allen großen Gelegenheiten; er gebietet mir, vorwärts zu gehen, und das ist für mich immer ein Glückszeichen!“

Gegen Ende 1811 beschwor Kardinal Fesch Napoleon, den Krieg gegen die Religion, die Völker und Elemente einzustellen. „Sehen Sie diesen Stern da oben?“ fragte ihn Napoleon, ihn brüsk zu einem offenen Fenster führend. „Nein, Sire.“ „Sehen Sie genau!“ „Sire, ich sehe nichts.“ „Nun gut, ich, ich sehe ihn,“ antwortete Napoleon lebhaft, der nicht leicht einen Widerspruch ertrag.

Die Anekdote wurde etwas verschieden von Passy, der sie Augustin Thierry in Folge seiner Mitteilung an das Institut über die Vision Konstantins übermittelte, erzählt. Union médicale, 1853, loc. cit., p. 314.

Frau de Montesson bitten, in die Tuileries zu kommen. Kaum sah er sie, als er ihr entgegenging und sie bat, alles zu verlangen, was ihr beliebe.

„Aber, General, ich habe gar kein Recht auf das, was Sie mir bieten wollen.“

„Sie wissen also nicht,“ sagte er ihr, „daß ich von Ihnen meine erste Krone erhalten habe? Sie kamen nach Brienne, um die Preise zu verteilen, und als Sie mir den Lorbeer, dem so viele andere folgen sollten, aufs Haupt setzten, sagten Sie mir: „Möge er Ihnen Glück bringen!“

Frau de Montesson wollte antworten. Bonaparte unterbrach sie sofort: „Ich bin, sagt man, Fatalist. Es ist also ganz einfach, daß ich das nicht vergessen habe, woran Sie sich nicht mehr erinnern können.“

Napoleon überhäufte später Frau de Montesson mit Gütern und Ehren und ließ ihr ihre Pension, die 60 000 Franken betrug, wieder verleihen.

Beim Austritt aus der Schule von Brienne, 1785, wurde Napoleon insolge glänzend abgelegter Examen zum Unterlieutenant im Regimente de la Fère, das damals in der Dauphine lag, ernannt. Nachdem er einige Zeit in Grenoble geblieben war, ging er nach Valence. Dort installirt, ließ er seinen um neun Jahre jüngeren Bruder Louis zu sich kommen. Beide wohnten bei einem Fräulein Bon.

Ueber dem Schlafzimmer, das Napoleon für sich reservirt hatte, bewohnte Louis eine bescheidene Mansarde.

Napoleon hatte die Gewohnheit, seinen Bruder durch Klopfen gegen den Plafond aufzuwecken. Eines Tages zögerte Louis, herunter zu kommen. Napoleon klopfte zum zweitenmal, als sein Bruder erschien:

„Was gibt es denn diesen Morgen? Mir scheint, wir sind heute recht faul?“ fragte Napoleon.

„O, Bruder, ich hatte einen so schönen Traum!“

„Und was träumte Dir denn?“

„Ich träumte, ich wäre König.“

„Und was war ich denn? ich . . . Kaiser?“ sagte, die Achsel zuckend, der junge Unterlieutenant. „Monz, gehen wir an die Arbeit!“ Und die tägliche Mathematiksektion wurde wie gewöhnlich von dem zukünftigen König genommen, von dem zukünftigen Kaiser gegeben.¹⁾

Napoleon hatte ohne Zweifel diesen Zwischenfall vergessen, als er neun Jahre später, im Januar 1794, auf der Durchreise in Marseille, zum erstenmale eine Wahrsagerin aufsuchte. Dieses Weib war oft von der Schwester Napoleons, der Witve des Generals Leclerc, der schönen Paulette, die wahrscheinlich begieriger war, den Ausgang ihrer Liebesintriguen als ihre Zukunft zu erfahren, befragt worden.²⁾

Bonaparte aber war mehr um seine künftige Größe besorgt. Die Zigeunerin sagte ihm wörtlich: „Sie werden über Meere fahren; Sie werden siegen; Sie werden zurückkommen und größer sein als je!“

¹⁾ Bonapartina, p. 151. Diese Scene hat sich in Gegenwart Parmentiers, des Arztes in dem Regimente, in dem Napoleon Unterlieutenant war, abgespielt.

²⁾ Général de Ricard, Autour de Bonaparte, Paris, 1891, p. 143—145.

Dieselbe Wahrsagerin hatte eines Abends in Tourette, wo sie sich im Freien produzirte, die Schwestern Napoleons, Paulette und Elisa, in dem sie umgebenden Kreise erkannt. Diese waren von einem reichen Marseiller Republikaner, der die Familie Bonaparte aufgenommen hatte, begleitet.

„Sie werden Königin werden, mein schönes Kind,“ sagte die Wahrsagerin zu Pauline. Diese, welche jetzt ihren zweiten Gatten hatte (sie war in zweiter Ehe Prinzessin Borghese geworden), kam später zu kurzem Aufenthalte auf das eine Stunde von Marseille gelegene Schloß Saint Joseph. Der Republikaner, den sie einige Jahre früher hier gekannt hatte, und der eine kurze Zeit lang ihr Verlobter gewesen war, erinnerte sie an das Abenteuer mit der Zigeunerin. „Sie hat nicht ganz die Wahrheit gesagt,“ antwortete Pauline, „denn ich bin nur Prinzessin.“

Man muß glauben, daß Fortuna ein Weib ist, und daß sie ihre Launen hat; denn wenn Paulette die ihr gemachten Prophezeiungen nur zum Teil verwirklicht fand, so sollte ihr Bruder alles, was man ihm vorhergesagt hatte, und selbst mehr noch verwirklicht sehen.

Eine dieser Prophezeiungen, welche auf den Geist Napoleons den größten Eindruck gemacht hatte, wurde ihm in Aegypten¹⁾ unter Umständen, welche oft, wenn auch nicht immer genau, wiedergegeben worden sind, gemacht. Bonaparte ging eines Tages mit seinen Offizieren in Kairo spazieren, als ein altes Weib in nachlässiger und schmutziger Kleidung ihm in den Weg trat und ohne weitere Einleitung sich erbot, ihm die Zukunft zu enthüllen. Ohne die Antwort abzuwarten, bildete die Hexe eine Pyramide aus verschiedenfarbigen Muscheln, und nach den Farben der Muscheln kündigte sie folgendes an: „Du wirst,“ sagte sie zu Bonaparte, „zwei Frauen haben; Du wirst eine verstoßen, mit großem Unrecht; das wird die erste sein, die zweite wird durch ihre großen Eigenschaften jener nicht nachstehen. Sie wird Dir einen Sohn geben, Du wirst in allen Deinen Hoffnungen getäuscht werden . . . Du wirst mit Gewalt verjagt und auf eine von Meer und Klippen umgebene vulkanische Insel verbannt werden. Hüte Dich, auf die Treue Deiner Nächsten zu bauen; Dein eigenes Blut wird sich gegen Deine Herrschaft auflehnen . . .“

Bonaparte war von dieser Wahrsagung um so mehr betroffen, als die

¹⁾ „Wie oft,“ schreibt Turquan, „befragte Napoleon auf dem Schiffe, das ihn nach Aegypten führte, Monge, de Berthollet und andere ihn umgebende Gelehrte über die Bedeutung von Ahnungen und die Auslegung der Träume! Trotz allem, was jene ihm sagten, konnte er sich doch nicht zu der Annahme entschließen, daß Ahnungen keine reelle Bedeutung für die Zukunft hätten.“

Als er etwas später in Aegypten erfuhr, daß die schönste Schaluppe seiner Flottille, die „Italia“, nach einer energischen Verteidigung ihrer Mannschaft von den Türken genommen und zerstört worden sei, rief er aus: Italien ist für Frankreich verloren! Das ist gewiß, meine Ahnungen täuschen mich nie. Sein Sekretär Bourienne machte ihn darauf aufmerksam, daß gar kein Zusammenhang zwischen Italien und einem kleinen Schiffe, dem man den Namen des Landes gegeben, bestehen könne. Nichts konnte Napoleon von seiner Idee abbringen. Aber das Wertwürdigste an der Sache ist doch, daß sich dieses Vorgefühl bald bestätigen sollte. Italien wurde in der That nach einer Reihe von Rückschlägen, denen der Kanonendonner von Marengo 1800 ein Ende bereitete, von den Franzosen verlassen.

Wahrjagerin keine Ahnung von der Persönlichkeit hatte, an die sie sich richtete. Er ließ der Alten durch einen seiner Offiziere siebenundzwanzig Zechinen, alles was jener bei sich hatte, geben, und zog sich ganz bestürzt zurück.

Nach Frankreich zurückgekehrt, muß er wohl, wenn die Geschichte mit der Aegypterin nicht etwa apokryph sein sollte, sich dieses Abenteuers erinnert haben, als er vor dem Notar Maguideau den Heiratskontrakt mit der Witwe des Generals Beauharnais, die so geschickt aus dem Aberglauben ihres Gatten¹⁾ Vorteil zu ziehen verstand, unterschrieb.

Man weiß, unter welcher ganz zufälligen Umständen sich die ersten Beziehungen zwischen Napoleon und Josefine entsponnen hatten. Eugen Beauharnais, damals noch Kind, ging zu General Bonaparte, um von ihm den Degen seines Vaters zu erbitten. Der Adjutant Lemarrois ließ den Knaben eintreten. Beim Anblick von seines Vaters Degen brach er in Thränen aus. Der General, von diesem kindlichen Gefühl gerührt, überhäufte ihn mit Liebkosungen. Nachdem Eugen seiner Mutter über den Empfang, den ihm der junge General bereitere, berichtet hatte, stattete diese selbst Bonaparte eine Dankvisite ab. „Man weiß,“ jagte der Kaiser, wenn er von dieser Begebenheit sprach, „daß sie an Ahnungen und Hezen glaubte; man hatte ihr in ihrer Jugend prophezeit, daß sie großes Glück haben und Herrscherin werden würde. Man kennt übrigens alle ihre Berechnung; so wiederholte sie mir oft, daß bei der ersten Mitteilung Eugens ihr Herz geklopft, und daß sie von diesem Augenblick an einen Strahl ihrer Bestimmung erblickt habe.“²⁾

Alle Geschichtsschreiber wiederholen, daß Josefine in der ersten Zeit ihrer Ehe mit Bonaparte aus dem Munde einer Zigeunerin die Wahrsagung hörte, „daß sie größer als eine Königin sein, aber doch im Hospital sterben werde.“³⁾

Ihre Vereinigung mit Napoleon hatte den ersten Teil der Wahrsagung erfüllt. Der zweite bewahrheitete sich ebenfalls, da Josefine in Malmaison starb, das, wie man jagte, anfangs ein Asyl für Kranke gewesen war.⁴⁾

¹⁾ Constant berichtet in seinen Memoiren, daß Josefine sich darin geübel, Napoleon oft zu wiederholen: „Man spricht von Deinem Stern, aber es ist meiner, der Dich beeinflusst; ich bin es, der immer eine hohe Bestimmung prophezeit worden ist.“ Und der Kaiser verlangte nicht mehr, als sich überzeugen zu lassen.

²⁾ V. Souvenirs de l'empereur Napoléon I. p. 175.

³⁾ Nach Constants Memoiren wäre diese Wahrsagung Josefinen im Augenblick ihrer Abreise von der Insel Martinique gemacht worden. Eine Art Zigeunerin jagte ihr: „Sie gehen nach Frankreich, um zu heiraten; Ihre Ehe wird nicht glücklich sein, Ihr Gatte wird einen tragischen Tod finden; Sie selbst werden zu dieser Zeit sehr bedroht sein, aber Sie werden triumphiren; Sie sind zum glorreichsten Schicksal bestimmt, und ohne Königin zu werden, werden Sie mehr als Königin sein!“ Damals noch sehr jung, schenkte sie dieser Prophezeiung wenig Beachtung, und erinnerte sich ihrer erst im Momente, als Beauharnais guillotiniert wurde; sie sprach damals mit den Damen, die mit ihr während der Schreckensherrschaft gefangen waren, davon. Später sah sie die Erfüllung in allen Punkten.

⁴⁾ Lord Holland erzählt in seinen Souvenirs diplomatiques, pag. 174, daß er oft von dieser Wahrsagung im Jahre 1802 gehört habe; also vor dem Tode Josefinens und vor ihrer Erhebung zur Kaiserin, und als man noch zweifeln konnte, ob sich das Orakel an der Frau des ersten Konsuls wörtlich erfüllt habe.

Wenn man den Einfluß kennt, den Josefine auf Napoleon ausübte, kann man sich erklären, wie sie ihn so leicht zur Theilung ihres Glaubens und ihrer religiösen Ueberzeugungen bringen konnte.¹⁾

Infolge seines Verkehrs bei Josefinen gelangte Napoleon noch dazu, sich selbst mit einem gewissen prophetischen Geist begabt zu glauben, und eines Tages kam ihm die Idee, selbst die Zukunft wahrzusagen zu wollen.²⁾

Das war während einer Soirée bei Josefine, die damals noch nicht seine Gattin war, und deren Herz noch zwischen drei sie Umschmachtenden, Hoche, Caulaincourt und Bonaparte, schwankte. Napoleon, der verkleidet war (es war wahrscheinlich ein Maskenball), wollte als ein Jünger der Chiromantie (Handwahrererei) gelten; nur die Hausfrau war ins Vertrauen gezogen. Nachdem er jedem die Zukunft enthüllt hatte, kam die Reihe an Hoche. Die Hand des künftigen Generals betrachtend, sagte er ihm, daß ihm ein Nebenbuhler seine Geliebte entführen, und daß er nicht in seinem Bette sterben werde.

Böse Zungen unterließen es nicht, an diese Wahrsagung zu erinnern, als sich das Gerücht verbreitete, daß Hoche vorzeitig an Gift gestorben sei.

Wir beeilen uns, hinzuzufügen, daß das eine Verleumdung Bonapartes war, und daß die Autopsie und die Erzählung der letzten Augenblicke Hoches genügen, um diese Gerüchte zu widerlegen.³⁾

Indem wir Napoleon seines göttlichen Glorienscheins entkleiden, um ihn unter den bescheidenen Rang der Sterblichen hinabsteigen zu lassen, indem wir ihm auch einige Schwächen, denen unsere arme Menschheit unterworfen ist, zuteilen, haben wir durchaus nicht die Absicht, seinen Ruhm systematisch zu verkleinern. Diejenigen, welche uns so verstehen wollten, würden unsere Gedanken schlecht ausdeuten. Die historische Wahrheit verpflichtet uns, anzuerkennen, daß dieses Genie Flecken hatte, die den Glanz seines unvergleichlichen Antlitzes verdunkelten.

Einer der Sekretäre Napoleons, einer von jenen, die ihn mit dem leidenschaftlichsten Eifer verteidigten, hat versucht, uns zu überzeugen, daß Napoleon

¹⁾ Baron Meneval, der behauptet, daß Napoleon nie Zutrauen zu den lächerlichen Behauptungen der Totenbeschwörer gehabt habe, gibt nichtsdestoweniger zu, daß Napoleon durch seine große Liebe zu Josefine sich verleiten ließ, zu einer Wahrsagerin zu gehen, und daß er diesen Weisheitsirrtum nur als ein Opfer für eine zärtlich geliebte Frau beging.

²⁾ Er hielt sich sogar für sehr stark in der Medizin, indem er alle Aerzte seiner Zeit einfach als Charlatane, Unwissende &c. behandelte. Selbst Corsivar fand nicht immer Gnade vor seinen Augen. Er wollte selbst Ratschläge erteilen, und das, wozu er riet, waren natürlich Alt-Weiber-Mittel. So schrieb er dem Prinzen Eugen am 30. August 1806: „Schonen Sie sich in Ihrem jetzigen Zustand und sehen Sie zu, daß Sie uns keine Tochter geben. Ich könnte Ihnen wohl ein Mittel angeben, aber Sie werden nicht daran glauben. Das ist: Trinken Sie täglich etwas klaren Wein.“ (Mémoires de Madame de Rémusat, t. III, p. 177.)

³⁾ Wir werden die wahren Ursachen des Todes Hoches in unserem demnächst zu erscheinenden Werke: „Les morts mystérieuses de l'histoire“ in aller Ausführlichkeit berichten.

nicht nur die abergläubischen Ideen Josefines nicht geteilt, sondern auch keine Gelegenheit habe vorübergehen lassen, sie ins Lächerliche zu ziehen.¹⁾

Er war Zeuge, sagte er, von dem strengen Verbot, das Napoleon seiner Frau gab, Mlle Lenormand, die er später verhaften und einem regelrechten Verhör unterziehen ließ, zu konsultiren. „Josefine“, fügte er hinzu, „umgab ihre Beziehungen zu dieser Abenteurerin mit dem größten Geheimniß, und ihr Ausgabenintendant kannte niemals die Summen, die sie für ihre Wahrsagungen zahlte.“

Die Memoiren der Zeitgenossen benützend, werden wir über den Wert dieser Behauptungen urtheilen. Mlle Avrillon, erste Kammerfrau der Kaiserin, behauptet, die Prophezeiungen Mlle Lenormands seien nichts als ein Lügengewebe gewesen, Josefine habe sie nur sehr wenig gekannt, und was Napoleon anlange, so habe er sie nie befragt.²⁾

Sie erzählt, wie sie eines Tages das Verlangen angewandelt habe, sich zu der Kartenschlägerin, die sie uns sehr drastisch beschreibt, in der Rue Tournon zu begeben. „Mit einem Reittleid aus dunklem Tuch, das ihre Formen genau hervortreten ließ, belleidet, hatte man Mühe, sie nicht für einen als Weib verkleideten Mann zu halten.“ Sie begnügte sich an diesem Tag mit dem kleinen Spiel und zog sich, nachdem sie einen Thaler auf den Tisch gelegt hatte, zurück. Bei ihrer Rückkunft überhäufte Josefine sie mit Fragen über ihre Zusammenkunft mit Mlle Lenormand, und Mlle Avrillon schließt daraus, vorausgesetzt daß die Kaiserin nicht mit einer großen Dosis Verstellungskunst begabt gewesen sei, daß Josefine damals noch in keinen Beziehungen zu der Sibylle gestanden habe. Josefine hätte sich erst kurze Zeit vor der Scheidung zum erstenmale

¹⁾ Diesen Behauptungen stellen wir erstens eine Stelle aus den Mémoires de Madame de Rémusat (t. III. p. 177) entgegen: „Wenn er (Bonaparte) abends, sein Kabinet verlassend, in den Salon von Madame Bonaparte kam, geschah es manchmal, daß er die Kerzen mit weißer Gaze verhüllen ließ, uns tiefe Stille gebot und sich darin gefiel, uns Wespenstergeschichten anhören oder erzählen zu lassen.“

Und zweitens diese Stelle aus den Mémoires de Constant (I. p. 309): „Sie (Josefine) sagt, daß er abergläubisch sei; denn als er bei der Armee in Italien war, brach eines Tages in seiner Tasche ein Glas, welches ihr Bild bedeckte; er war in Verzweiflung, überzeugt, daß dies ein Zeichen ihres Todes sei. Vor der Rückkunft des Kuriers, den er, um sich zu überzeugen, absandte, hatte er keine Ruhe. „Es ist wahr,“ fügte er hinzu, „daß Napoleon zu jener Epoche noch in Josefine verliebt war.“

²⁾ Nicht dasselbe sagt uns Mlle Lenormand, die in ihren Souvenirs d'une Sibylle eine Konsultation, die sie einer Abgesandten Napoleons, „einem Landmädchen . . . welche diesen Auftrag von einem Unbekannten hatte,“ gegeben haben will, veröffentlichte. Siehe vorgenanntes Werk, p. 403—409.

Ein Engländer Namens Kilian erzählt in seinem Buche „Les prophéties de Napoléon“, daß Napoleon während seines Aufenthaltes in St. Helena ihm gesagt hätte (das genannte Buch ist von fraglicher Authentizität, und wir citiren diese Zeilen nur wegen ihrer Wertwürdigkeit): „Mlle Lenormand hat mir St. Helena gezeigt und mir die Zeichnung dieser Insel auf dem Fußboden einer Wohnung, die noch in der Rue de Tournon existirt, gemacht. Sie schrieb auf verschiedene Orte: Plantation-House, Guts-gate, Longwood, Bertrand, The Tower and Hudson Lodge.“ Sind das Prophezeiungen nach den Ereignissen? Das ist schließlich möglich, da das Buch erst 1830 im Buchhandel erschien.

entschlossen, Mlle Lenormand zu befragen, und dies geschah durch Korrespondenz und Vermittlung einer Palastdame, „die an diese Wahrjagungen fester glaubte als an einen Glaubensartikel.“ Die Antwort wurde Josefina durch diese Dame überbracht.

Mlle Avrillon gibt zu, daß Josefina nach der Scheidung Mlle Lenormand nach Malmaison berufen hat und daß sie von der Kaiserin beauftragt war, sie dorthin zu bringen. Mlle Lenormand bot Mlle Avrillon an, ihr diesmal das große Spiel und umsonst zu legen. Sie glaubte diesen liebenswürdigen Antrag ablehnen zu müssen.

Aus diesem Bericht ist nur eines festzuhalten: daß Josefina wirklich Beziehungen zu Mlle Lenormand hatte. Mlle Avrillon versichert uns, daß Josefina der Wahrsagerin keine Besuche gemacht hätte. In diesem Punkte können wir sie mit einer Verwandten Josefina's, die in ihrer nächsten Umgebung lebte und infolge dessen über die geringsten Ereignisse und Bewegungen gut unterrichtet war, in Widerspruch stellen.

„Josefina,“ schrieb die Prinzessin Canino, Witwe von Napoleons Bruder Lucien, „lebte in dieser Zeit in der fast unausgesetzten Furcht, daß der erste Konsul, der sich Kinder wünschte, die ihm zu geben sie nicht mehr im Stande war, an die Scheidung denke.“ Bei der Rückkunft von Aegypten war gleichfalls die Rede davon, doch gab damals ihr leichtfertiger Lebenswandel und nicht ihre Kinderlosigkeit den Anlaß dazu. In diese Zeit fällt auch die Episode mit der zerbrochenen Tabatière, die Josefina veranlaßte, Mlle Lenormand über ihre Zukunft zu befragen.

In einem Anfall schlechter Laune gegen seinen Bruder Lucien, ließ sich der erste Konsul zu den Worten hinreißen: „Ich werde Dich zerschmetter'n, siehst Du, wie ich diese Dose zerschmettere!“ Und dabei warf er eine goldene Tabatière, auf deren Deckel sich das von Isabey gemalte Porträt Josefina's befand, zu Boden. Die Dose zerbrach nicht, weil ein dicker Teppich den Boden bedeckte, aber das Porträt löste sich vom Deckel. Lucien hob Dose und Porträt auf und sagte, sie seinem Bruder überreichend, frech: „Schade, Sie haben vorläufig statt meiner nur das Porträt Ihrer Frau zerbrochen.“

Madame Bonaparte, die den Zwischenfall erfuhr, zeigte sich über das Lösösen des Bildes von der Tabatière sehr aufgeregt. „O!“ rief sie, „jest ist es geschehen, das ist das Zeichen der Scheidung! Bonaparte wird sich von mir trennen, wie das Porträt sich von der Tabatière getrennt hat!“ Infolge dieses Ereignisses suchte Josefina vertrauensvoll Mlle Lenormand, die damals schon berühmte Kartenausschlägerin, zu deren Ruf sie aber noch viel beitrug, auf, um dieselbe über ihr Schicksal zu befragen.

Sie schlug vor, das Porträt, das beinahe zerbrochen worden wäre, mit einem andern absolut gleichen und ebenfalls von Isabey gemalten zu bedecken. Die Prinzessin Canino bemerkt hiezu: „Man sagt, daß die Dose mit dem doppelten Porträt sich heute im Besitze der Herzogin von Braganza, einer Enkelin der Kaiserin, der Tochter Eugens de Beauharnais, Fürsten von Leuchtenberg, befindet.“

1810 und 1820 erzählte Königin Hortense noch bei ihrer Schwiegermutter Lätitia in Rom, wie sehr dieses an sich so unbedeutende Ereigniß Madame Bonaparte aufgeregt habe.

Einige Tage vor der Krönung, hatte Josefine die Ahnung, daß ihr ein Unglück begegnen werde. Sie verfiel plötzlich in eine Melancholie, die nichts zerstreuen konnte.¹⁾ Sie hatte sich lange eingebildet, daß Napoleon sie zu sehr liebe, um sie jemals zu verlassen.²⁾ Die nächste Zeit sollte sie leider eines andern belehren.

Als die Scheidung ausgesprochen und die traurige Ceremonie zu Ende war, führte man den Kaiser in seine inneren Gemächer zurück, wo er den Rest des Abends verbrachte, ohne jemand zu empfangen; das Palais schien in dieser Nacht still wie ein Grab. Leute, die alles beobachteten, bemerkten, daß, während die Scheidung sich vollzog, ein furchtbarer Sturm, ganz gegen die Jahreszeit, über Paris ausbrach. Strömender Regen und furchtbare Windstöße erweckten Entsetzen im Volke; es schien, daß der Himmel seine Unzufriedenheit mit dem Akt, der Josefines Glück zerstörte, kundgeben wolle; und, merkwürdiges Zusammentreffen, dieselbe Erscheinung machte sich am selben Tage und zur selben Stunde in Mailand bemerkbar.³⁾

Am Morgen des 1. Januar 1813 war Josefine die Beute wahrer Angst und großen Entsetzens.⁴⁾

1) Während der ganzen Ceremonie in Notre-Dame vergoß sie Thränen. (Souvenirs d'une Sibylle p. 280.) Bauisset schrieb in seinen Memoiren, daß am Krönungstage, als Ihre Majestäten in die Karosse, die sie führen sollte, stiegen, sie sich irrten und auf den Vorderstuhl setzten. Diese Bemerkung ist ohne Zweifel kleinlich,“ fügt er bei, „aber ich weiß nicht, warum ich nie diese Erinnerung verlieren konnte. Ein mehr Abergläubischer hätte daran noch mehr Wichtigkeit geknüpft.“ Bauisset t. I. p. 29 citirt von Alb. Lombroso (Bibliographie napoléonienne).

2) Sie war überzeugt, daß nicht nur Napoleon, sondern auch seine Soldaten sie als die Glücksbringerin des Kaisers betrachteten. Parquin schreibt über dieses Thema in seinen Mémoires (1892, p. 204): „Der Name Josefines kam oft während unseres Mißgeschicks auf ihre Lippen zurück. Wenn sie vom Kaiser sprachen, hörte man sie oft sagen: Er hätte die Alte nicht verlassen sollen, sie brachte ihm Glück und uns auch.“

3) Anecdotes du temps de Napoléon Ier, p. 141—143.

4) Josefine, deren Angst seit dem Freitag, dem ersten Tage des Jahres 1813, sie nicht verließ, wurde durch die Nachricht vom Tode Vessières' schmerzlich berührt, und ihre Angst erwachte von neuem. Der Verlust Duroes, den sie nicht liebte, ließ sie gleichgiltiger. (Turquan, L'impératrice Joséphine.)

Der Verlust Lannes', den sie sozusagen vorausgesehen hatte, ging ihr näher. Alle Avrillon erzählte, daß der Marschall Lannes, als er in den Krieg gegen Oesterreich zog, wo er unter so tragischen Umständen den Tod finden sollte, sich nur mit außerordentlichem Kummer von seiner Familie trennte, und seine Abreise so viel als möglich verzögerte. Als er sich von der Kaiserin verabschiedete, konnte sie, seine Niederlage bemerkend, nicht umhin, es ihm zu sagen.

„Es ist wahr,“ antwortete er ihr, „zum erstenmale in meinem Leben kenne ich dieses peinliche Gefühl, und es war mir noch nie so schwer, mich von meiner Familie zu trennen.“

Als man Josefine die Nachricht vom Tode Lannes' überbrachte, erinnerte Alle Avrillon sie an die Unterredung mit dem Marschall. Diese unterließ es nicht, darin wieder ein prophetisches Zeichen zu sehen.

„Haben Sie bemerkt,“ sagte sie, „daß das Jahr mit einem Freitag beginnt, und daß es das Jahr achtzehnhundertunddreizehn ist? Das kündigt großes Unglück an!“

Man hatte ihr gut zu erklären, daß, wenn diese Zeichen wirklich Unglück bedeuteten, sie es gleichzeitig für die ganze Welt, sowohl für Frankreich als für das Ausland, prognostizierten; man hatte ihr gut zu sagen, daß sie nicht mehr als jede andere Grund zur Beruhigung hätte; nichts konnte sie von ihrer eigentümlichen Einbildung abziehen.

Den ganzen Tag stand sie unter dem Drucke dieses Aberglaubens und konnte sich nicht enthalten, jedem von ihrer Furcht zu sprechen. Ihre Tochter Hortense, der sie als Neujahrsgeschenk einen prächtigen Schmuck aus bunten Steinen, die sie 60 000 Franken gekostet hatten, gab, theilte ihre abergläubische Angst. Die Unglücksfälle kamen wirklich, und Josefine versänte es nicht, sie dem unheilvollen Einflusse des Freitags und der Zahl dreizehn zuzuschreiben. Sie dachte nicht daran, daß sie vielmehr die fatalen Folgen des Starrsinn des Kaisers, der, als es noch mit Ehren möglich war, nicht Frieden machen wollte, und auch der schlechten Führung seines Feldzugs gegen Deutschland waren. Aber das konnte sie nicht wissen.¹⁾

Man muß Napoleon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, sei es aus Berechnung, sei es aus Vorsicht, eine viel größere Divinationsgabe besaß, als jene, die Josefine sich beimaß. Er schien von dem ihm Bevorstehenden eine Art Vorwissen zu haben, und die Unschlüssigkeit, die man ihm manchmal vorwarf, hatte keine andere Ursache als die inneren Mahnungen, die ihn so manchemal von einer Gefahr, die ihm unabwendbar schien, retteten.

Die Explosion der Höllemaschine in der Rue Saint Nicaise am Abend des 24. Oktober 1800 war, wie man weiß, eine der größten Gefahren, die das Leben Napoleons zu Beginn seiner Carrière bedrohten. Man spielte ein Oratorium. Josefine und einige Freunde wollten ihn durchaus hingehen lassen; er zeigte eine außergewöhnliche Abneigung, auszugehen, und schloß auf einem Kanapee ein; man mußte ihn aufwecken; einer brachte seinen Degen, ein anderer seinen Hut; mit einem Worte, man mußte ihm Gewalt anthun. War sein Zaudern in diesem Falle nicht weit eher ein Vorgefühl als das Ergebnis eines bloßen Zufalls? Diese Ahnungen wiederholten sich oft in seiner von so vielen Unfällen bedrohten Carrière.²⁾

Die erste Nachricht, die er 1808 bei seiner Ankunft in Bourges erhielt, war eine schlechte; es brauchte nicht mehr, um den Geist Napoleons mit den schwärzesten Ahnungen zu erfüllen. Zur Zeit seiner Heirat mit Maria Louise³⁾

1) Josef Turquan, *L'impératrice Joséphine*.

2) V. Marco de Saint-Hilaire, *Histoire de la garde impériale*, Bruxelles, 1846, t. I. p. 35 citirt von Alberto Lombroso in seiner *Bibliographie de l'époque napoléonienne*.

3) Er verberg übrigens, selbst nicht vor Maria Louise, daß er sie als die Ursache alles seines Unglücks betrachtete. Als er eines Tages zu Pferd von Saint Cloud zurückkam und

1810, wurde er durch den Brand des Palais Schwarzenberg peinlich berührt; für ihn war das eine Vorbedeutung; der Ausruf, der ihm am Tage der Schlacht von Dresden beim Anblick der von einer seiner Kanonentugeln im österreichischen Generalstab angerichteten Unordnung entschlüpfte, beweist, daß diese Idee in seinem Geiste den Charakter einer wahren Qual angenommen hatte. „Schwarzenberg,“ sagte er mit sichtbarer Erleichterung, „hat für das Schicksal gebüßt.“ Der gesamte Generalstab, der Napoleon am 27. August 1813 umgab, hörte dieses Wort.

In demselben Jahre 1813, machte Napoleon eine Bemerkung, die wieder die eigenthümlichen Anlagen seiner Gedanken zeigt: „Es ist bemerkenswert,“ schrieb er, daß Saint Triefst von demselben Artilleristen, der den General Moreau getötet, zu Tode verwundet wurde.“

Das war wieder eine Gelegenheit, „O Vorsehung! O Vorsehung!“ zu rufen. — Dagegen wurde er wieder von dem Zusammentreffen des Todes von Desaix mit dem Klebers nicht besonders berührt.¹⁾

Von General Laharpe, den er mit einem Zug „Grenadier von Gestalt und Herz“ bezeichnete, sprechend, sagte Napoleon, daß am Abend, der dem Tode dieses Tapfern voranging, man seine Unruhe und Niedergeschlagenheit bemerkt hätte. „All seiner gewöhnlichen Fähigkeiten beraubt, gänzlich von unheilvollen Ahnungen eingenommen, gab er keine Befehle mehr.“²⁾

Im Jahre 1812 zur Zeit des unseligen russischen Krieges³⁾ geschah es, die Kaiserin ihn zu Wagen begleitete, flatterte ihr feuerfarbiger Kaschmir aus der Wagenthüre. Der Kenner des Kaisers erschrak und warf seinen Reiter ab. Man hielt an; Napoleon, der sich gar nicht verletzt hatte, erhob sich sofort. Die Kaiserin bewies ihm lebhafteste Theilnahme; er gab ihr aber die peinliche Antwort: „Ich weiß nicht, Madame, aber seit Sie bei mir sind, begegnet mir nur Unglück.“ Die Kaiserin brach in Thränen aus. Bonapartina, p. 98—99.

¹⁾ Der Tod Lasalles, des Helden von Wagram, und der Cervonis machten ihm mehr Eindruck. General Montholon schreibt dem Kaiser in seiner *l'Histoire de la captivité de Sainte-Hélène*, diese Aeußerung zu: „Paul I. hatte Seele, aber alle seine moralischen Fähigkeiten waren von den unruhigen Besorgnissen dieses fatalistischen Instinkts, den ich oft bei meinen Soldaten bemerkt habe, beschränkt. Lasalle z. B., der mir mitten in der Nacht aus dem Lager am Schlachtfelde von Wagram schrieb, mich bittend, zur Stunde das Dekret seines Titels und Grafenmajorsats zu Gunsten des Sohnes seiner Frau zu unterschreiben, weil er seinen Tod in der Schlacht des nächsten Tages ahne; und der Unglückliche hatte recht. Dasselbe von Cervoni, der in Ekmühl, zum erstenmale seit Italien, an meiner Seite sich den Kanonen ausgesetzt fand und mir sagte: „Sire, Sie haben mich gezwungen, Marseille, das ich liebte, zu verlassen, indem Sie mir schrieben, daß für hohe Militärs die Ehrenlegion nur vor dem Feinde zu erringen sei. Da bin ich nun, aber das ist mein letzter Tag.“ Eine Viertelstunde später riß ihm eine Kanonentugel den Kopf weg. . .“

²⁾ Guillois, loc. cit. p. 191.

³⁾ Ein Pole, der die Geschichte Rußlands genau kannte, erzählte Napoleon, daß unter den Russen der Glaube bestehe, daß, „so lange das Kreuz auf dem Glodenturme von Zwan-Selisk stehe, die Franzosen nicht nach Kowlau kommen würden.“

Bonaparte ließ dies Kreuz abnehmen, um die Ankunft der Franzosen zu rechtfertigen und die russische Nation dadurch glauben zu lassen, daß sich ihr Geschick erfülle.“ *Anti-Napoléon, par un Corse* p. 12.

daß Napoleon eine wirkliche prophetische Vision¹⁾ von Unglücksschlägen, die ihm bevorstünden, hatte.

Einen Tag vor dem Uebergang über den Niemen kam Napoleon vor Tagesanbruch an den Rand des Waldes von Poliwiski. Der Kaiser, der bis dorthin zu Wagen gekommen war, bestieg ein Pferd und ritt im Galopp mit General Haxo und einigen Soldaten, um selbst den Fluß zu relognosziren.²⁾

Napoleon ritt wie gewöhnlich mit verhängten Zügeln. Plötzlich macht das Pferd einen Seitensprung und fällt, seinen Reiter mit sich reißend, in eine Grube. Man läuft herbei, aber der Kaiser war schon auf den Füßen und klagte nur über eine leichte Kontusion an der Hüfte.

Bei ähnlichen Gelegenheiten wurde er zornig und machte seine Umgebung für seine eigene Ungeschicklichkeit verantwortlich. An diesem Tage aber sagte er kein Wort, wahrscheinlich von bösen Ahnungen gefoltet, denn „in so bedeutenden Momenten wie der Vortag einer Schlacht ist man selbst wider Willen abergläubisch,“ sagte bei dieser Gelegenheit einer der Begleiter des Kaisers.

Einige Augenblicke später fühlte Caulaincourt seine Hand von Berthier berührt, der, neben ihm galoppirend, ihm sagte: „Wir würden viel besser thun, den Niemen nicht zu überschreiten; dieser Sturz ist von schlimmer Bedeutung.“³⁾ Der Kaiser blieb den ganzen Tag über besorgt, und war sicher mehr über den Unfall selbst als über die daraus folgende Zerchlagenheit der Glieder aufgeregt.

Baron Denié erzählt in seiner Geschichte dieses Krieges:⁴⁾ „Einige Bürger von Kowno waren vor den Kaiser geführt worden. . . Er hörte von ihnen, daß Kaiser Alexander in der Nacht an einem Ball teilnahm, wo durch einen merkwürdigen Zufall der Boden des Hauptsaales gegen Mitternacht einstürzte, gerade zur Stunde, als die Brücken über den Niemen gesprengt wurden. Man begreift ohne Mühe, daß man aus diesem Ereignisse alle möglichen Konjunkturen zu ziehen und es als ein glückliches Omen⁵⁾ auszulegen suchte.

1) Dreimal hätte Napoleon von St. Helena fliehen können, lasen wir in einem kleinen Buch, betitelt: *Les prophéties de Napoléon*, (p. 11) . . . er wollte aber St. Helena nicht verlassen. „Das ist nicht meine Bestimmung,“ sagte er, „am Abend der Schlacht von Austerlitz wußte ich, daß ich so sterben werde, auf dieser entsetzlichen Insel Saint Helena, von der ein Hund, der sich ein wenig respektirt, (an honorable dog) nicht kühnig sein wollte.“

2) Dumas, *Le maître d'armes*, Paris, 1866, p. 6, citirt von Alb. Lombroso, loc.

3) *Revue des Deux-Mondes*, 1894, p. 291, ein Artikel von Alb. Vandal.

4) Denié, *Itinéraire de la campagne de 1812*, Paris, 1842, p. 17.

5) Ein einzigesmal vielleicht hatte Napoleon ein glückliches Vorgefühl. Das war einige Tage vor seinem Einzug in Berlin.

Napoleon wurde am Wege nach Potsdam von einem Gewitter überrascht; dieses war so heftig und der Regen so strömend, daß Napoleon sich genötigt sah, in einem benachbarten Hause Schutz zu suchen. In seinem grauen Mantel eingehüllt, war er sehr überrascht, eine junge Frau vor sich zu sehen, die sein Anblick zusammenzuden ließ. Sie war eine Aegypterin, welche für ihn diese religiöse Verehrung bewahrt hatte, welche ihm die Araber entgegenbrachten. Witwe eines Offiziers der Orientarmee, hatte das Schicksal sie nach Preußen, in das Haus, in dem sie aufgenommen wurde, geführt. Der Kaiser gab ihr eine

Nach den folgenden Ereignissen zu schließen, muß man denken, daß Napoleon das Maß der glücklichen Tage, das die Vorsehung ihm so großmütig gewährt hat, entschieden erschöpft hatte.¹⁾

Am Schlusse dieser Studie angelangt, gestehen wir mit Verlegenheit, daß wir einige Bedenken tragen, Schlüsse zu ziehen. Napoleon ist gleichzeitig Mann der Phantasie und Mann der Handlung; oder vielmehr ist er der Ahnende und der Denkende. Wenn wir annehmen, daß diese Ahnungsfähigkeit weit genug gegangen sei, um ihn das Jenseits erraten zu lassen, um ihm jenen Blick in die Zukunft zu gewähren, der ihm manchmal die zu kommenden Ereignisse in dem unklaren Nebel einer fernen Zukunft enthüllen sollte, so erklären wir uns diese Ahnungen und diese Prophezeiungen, die wir nach oberflächlicher Prüfung so leicht geneigt wären, mit inhaltlosen Träumereien zu verwechseln. Wenn man noch hinzusetzt, daß er mit einer fast krankhaft entwickelten Phantasie, mit einem Ehrgeiz ohne Maß, zu dessen Entwicklung sein außerordentliches Glück nicht wenig beigetragen hat, und von dem, was man so richtig den berausenden Wahnsinn der Macht benannt hat, begabt war, würde man da staunen, wenn er die Idee gehabt hätte, sich für einen Gott zu halten und zu proklamiren? — Gott und sein Prophet? Napoleon hatte Vertrauen in die Vorsehung und in die unsterbliche Seele; und diese Mischung von Fatalismus und Deismus ist nicht so widersprechend, als sie beim ersten Anblick erscheint. Für Napoleon war nicht nur die Seele vom Körper getrennt, sondern sie konnte in einer ihr eigenen Atmosphäre, die zu erforschen unsere Sinne uns nicht gestatten, in einer Domäne, die das Gebiet des Geheimnisvollen und Wunderbaren ist, ihr eigenes Leben leben.

„Der so oft erwähnte Zufall,“ sagte er 1816, „dieser Zufall, aus dem die Alten einen Gott machten, der uns jeden Tag erstaunt, uns jeden Augenblick betrifft, scheint uns nur so merkwürdig, so wunderbar und so außerordentlich, weil wir die geheimen und ganz natürlichen Ursachen, die ihn herbeiführen, nicht

Pension von 1200 Franken, und sorgte um die Erziehung eines Sohnes, der ihr als einzige Erbschaft von ihrem Gatten geblieben war. „Es ist das erste Mal,“ sagte Napoleon zu den Offizieren, „daß ich, um mich vor einem Gewitter zu schützen, den Fuß zur Erde setze; ich ahnte, daß mich hier eine gute That erwartet. Bonapartina, p. 29.

¹⁾ Dr. Frissac überliefert eine Anekdote, die genau zeigt, welche Ahnungen der Kaiser über den Ausgang des unseligen Krieges von 1815 hatte.

Zu Gesellschaft des General Corbinau am frühen Morgen den Ufern der Sambre folgend, näherte er sich einem Bivakfeuer. Ein mit siedenden Kartoffeln gefüllter Topf lodte ihn an; er verlangte eine Kartoffel und aß sie bedenklich auf und sagte dazwischen, nicht ohne etwas Traurigkeit, diese unterbrochenen Worte: „Schließlich ist ja das gut, ist das erträglich . . . Damit könnte man überall leben . . . Der Augenblick ist vielleicht nicht ferne . . . Themistokles . . .“ und er begab sich wieder auf den Weg.

Der Name Themistokles findet sich auch noch in seinem Briefe an den Prinzregenten; es ist unmöglich, in der Erinnerung an den berühmten Athener Verbannten nur ein Spiel gewöhnlicher Phantasie zu sehen; seine Seele fand eine Ähnlichkeit zwischen diesem antiken Unglück und seinem eigenen, eine Ahnung dessen, was ihm die Vorsehung noch vorbehielt. (La chance et la destinée, p. 654 et 655.)

lernen; und diese geheimnisvolle Kombination genügt, um Wunderbares zu schaffen und Mysteriöses zu gebären.“¹⁾

Das zeigt an, daß der Zufall für Napoleon ein Faktor war, mit dem er rechnen mußte wie mit allem, das große Dinge schafft, obwohl es unserem menschlichen Verstand, der natürlich begrenzt ist, nicht immer gelingt, uns eine befriedigende Erklärung zu geben.

Was die Rechtfertigung seiner abergläubischen Wahnvorstellungen anlangt, ist die Aufgabe zu schwierig, als daß wir sie versuchen sollten. Weit entfernt, ein zu strenges Urteil über die Verfassung eines Geistes, den die intensive Ueberanstrengung wohl für Augenblicke schwächen konnte, zu fällen, ziehen wir es vor, uns einer von einem der vernünftigeren Lobredner Napoleons ausgesprochenen Meinung anzuschließen, daß „der Mensch nötigerweise unvollkommen ist, und auf welcher Stufe der Hierarchie der Intelligenz er auch stehen mag, man bei ihm immer in Folge der psychologischen Anlagen Zeichen von der Schwäche findet, die an den allgemeinen und untergeordneten Ursprung des menschlichen Geschöpfes erinnern.“²⁾



Eine Plauderstunde mit dem verstorbenen Lord Leighton.

Von

Baronin v. Hedlich (London).

Es ist eine traurige Aufgabe, die Feder zur Hand zu nehmen, um von einer der köstlichen Gesprächsstunden zu erzählen, die es mir vergönnt war, in der Gesellschaft des verstorbenen Lord Leighton zu genießen — „Sir Frederic“, wie alle, die näher mit ihm bekannt waren, ihn zu nennen pflegten.

Ich meine, es sei erst gestern gewesen, als ich ihn gesund und munter in der Halle seines malerischen Hauses in London — in der Holland Park-Road — stehen sah! Er erwartete mich, um mich mit gewohnter Höflichkeit in seinem gastlichen Heim willkommen zu heißen, da er versprochen hatte, mir einige Augenblicke seiner wertvollen Zeit zu schenken und mich in seinem Atelier heranzuführen.

Ach! daß diese freundlichen Lippen, denen so milde, gütige Worte für die Frauen, so fördernde, kraftvolle für die Männer zu Gebote standen, auf immer verstummt sind! Ach, daß die Hand, die mit solcher Treue die schönsten Schöpfungen der Natur wiedergab, die mit solcher Großmut jedem emporstrebenden, jedem unglücklichen Künstler half, so plötzlich, so unerwartet zur ewigen Ruhe gebettet ward!

Als jäher Schicksalsschlag traf die königliche Akademie Englands der Verlust

¹⁾ Guillois, loc. p. 156.

²⁾ Guillois, loc. cit.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXI

(April bis Juni 1896).

	Seite
Aus den noch nicht veröffentlichten Memoiren des Barras. Der Sturz Lalleygrands im Thermidor des Jahres VII der Republik	1
Adelheid Weber: Traumland. Novelle	11
Dr. S. S. Epstein: Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. I. II. III.	31. 192. 328
Gustav Diercks: Eine Unterredung mit dem Generalkapitän von Cuba	42
Heinrich v. Poschinger: Bismarck im Antiquariat	46
Prof. Dr. W. F. Wislicenus: Die neuesten Erfolge der Spektralanalyse am Himmel	53
M. S. van de Velde: Aeußerungen von Alexandre Dumas fils. Ein Beitrag zur Charakteristik des Dichters	62
Heinrich von Poschinger: Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Franken- berg. II. III.	70. 129
Cesare Lombroso: Neue Entdeckungen zum Wahnsinn Leopardis, Tassos und Byrons	82
Anton Schloffer: Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns. Anastasius Grün und Gustav Schwab. II.	102
E. Jensen: Uwe. Erzählung aus dem Leben	143
H. v. Samson-Himmelfjerna: Religiöse Liquidation. I. II.	152. 361
Luise v. Kobell: Gespräche mit Max von Pettenkofer	170
Dr. F. v. Schulte: Adel im deutschen Offizier- und Beamtenstand. Eine soziale Betrachtung	181
Prof. Dr. Ludwig Kirn: Die Pocken einst und jetzt. Zum hundertjährigen Jubiläum der Schutzpockenimpfung	202
C. Koldevey: Die Entdeckung der nördlichsten Küsten Grönlands. Eine fünfundzwanzigjährige Geschichte arktischer Forschung. I. II.	214. 339

	Zeh
Hübbe-Schleiden: Die Lösung unseres Daseinsrätsels. Eine Pilgerfahrt ins Paradies	229
Heinrich v. Poschinger: Fürst Bismarck und der Bundesrat des Norddeutschen Bundes. I	257
A. Schueegans: Zacharias Pfänder. Eine Charakterstudie	273
Dr. Cabanès: Napoleons Aberglaube	296
Baronin v. Zedlitz: Eine Plauderstunde mit dem verstorbenen Lord Leighton	313
Paola Lombroso: Uda Negri. Eine psychologische Studie über das Genie	321
Otto Waldau: Die moderne französische Malerei mit besonderer Berücksichtigung von Details	354

Aus der Gelehrtenwelt.

Karl Friedrichs: Rudolf von Ihering	240
---	-----

Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerkunde.	
Th. Ahelis: Bastian und die Fortschritte in der Völkerkunde	373
Kulturgeschichte.	
Reinhard von Vibra: Japanische Sprichwörter	112
Zoologie.	
Otto Lehmann: Die kleinsten Elektriker	117
Zeitgeschichte.	
v. Janson: Der Entwicklungsgang eines englischen Diplomaten und Kunsthistorikers	123
Geschichte.	
Dr. Paul Holzhausen: Entschwundene Bilder aus dem Hochschulleben	246
Verkehrsweisen.	
Otto de Terra: Verkehrspolitische Betrachtungen	250

Kleine Revuen.

zur Megede: Literarische Revue	108
Literarische Berichte	126. 254. 376
Gingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	128. 256. 380

